

Dr. Ursula Mihciyazgan

Ausländische Ehemänner und Väter in ihren Familien

0. Vorbemerkungen

Da ich kurzfristig anstelle von Frau Medhiha Baymak-Schuldt den Vortrag zu diesem Thema übernommen habe, möchte ich einige Bemerkungen vorausschicken. Im Gegensatz zur eigentlich vorgesehenen Referentin bin ich keine Praktikerin. Ich kann Ihnen weder einen »Einzelfall«, noch Erfahrungen aus der therapeutischen Praxis vortragen. Ich bin Soziologin und beschäftige mich hauptsächlich mit religions- und migrationssoziologischen Fragen, insbesondere mit den Themen »Frauen im Islam« und »Sozialisation«. So werde ich das Thema auf eine andere Art bearbeiten, als in der Ankündigung vorgesehen.

0.1 Kulturelle Differenzen

Im Mittelpunkt meiner Ausführungen wird der Begriff Kultur stehen: »Kultur« definiere ich als das, was Menschen in einer gegebenen Gesellschaft für selbstverständlich halten. Was ist, wenn Menschen mit verschiedenen Kulturen in einer Gesellschaft zusammenleben? Dies ist heute in allen modernen Gesellschaften der Fall, denn Migration ist ein typisches Phänomen der Moderne. Aufgrund der Migration ergeben sich systematisch Probleme für das Individuum (den Migranten/die Migrantin), aber auch für die Aufnahmegesellschaft. Unsere Gesellschaft schiebt die Problemlösung auf die Seite der Migranten und ignoriert die Leistungen, die von unserer Seite aus zu erbringen wären. Der Begriff der Integration gehört hierher. Es ist eine Leistung, die vom Aufnahmesystem zu erbringen ist, nicht von den einzelnen Migranten.

Mit »Ausländerfeindlichkeit« – wir sind doch alle »Ausländerfreunde« – sind diese Probleme nicht zu lösen. »Ausländer« sind Menschen mit minderen Rechten. Für sie gelten besondere Gesetze. (Aber alle Menschen sollten doch vor dem Gesetz gleich sein! Wie können dann einige weniger Rechte haben als andere?) Mir geht es nicht um den Rechtsstatus, mir geht es nicht um Inländer-Ausländer-Verhältnisse. (Das bedeutet nicht, daß ich den rechtlichen Status für unwichtig halte, im Gegenteil. Herr Kaplan, Mitarbeiter der Koordinationsstelle für ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien, Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Hamburg, hat in seinen Ausführungen auf die gravierenden Konsequenzen der arbeitsrechtlichen Bestimmungen hingewiesen.)

In meinem Beitrag geht es um kulturelle Differenzen. Ich möchte Ihr Augenmerk darauf richten, daß vieles tagtäglich eine Rolle spielt und bisweilen zu folgenreichen Mißverständnissen und Konflikten führt, ohne daß es im Alltag zur Sprache kommt. So entstehen Konflikte zwischen Personen und Institutionen aufgrund unterschiedlicher kultureller Bedeutungen, die häufig und m. E. unangemessenerweise als »Identitätskonflikte« der Migranten beschrieben werden.

(Die sog. Identitätskonflikte der Migranten entstehen bisweilen erst dadurch, daß ihnen im Kontakt mit den Institutionen Probleme zugeschrieben werden, die sie aus ihrer Binnenperspektive gar nicht als solche definieren. Sie haben dann sehr wohl das Problem, sich gegenüber den Institutionen rechtfertigen zu müssen, sich selbst noch als mit sich identisch definieren zu können, wenn sie auf Anpassungsleistungen festgelegt werden, die sie gar nicht erbringen wollen oder können, aber diese entstehen sozusagen reaktiv.)

Diese Konflikte und ihre Lösungen werden Sie möglicherweise interessieren, doch ich muß schon jetzt erwähnen, daß ich auf sie weniger eingehen werde, als auf die Differenzen, die die Konflikte generieren. Ich werde mich dabei auf die Kulturen beschränken, über die ich bislang gearbeitet habe: die muslimische und die westliche Kultur. Meine Ergebnisse sind weder ausreichend noch vollständig.

So möchte ich es nicht versäumen, auf das Problem hinzuweisen, daß ich hier als Deutsche, als Inländerin, als Nicht-Muslimin, als Frau Aussagen über muslimische Ehemänner und Väter mache. Wieweit kann ich überhaupt angemessen über ihre Lebenssituation sprechen? Nun, ich sehe meine Legitimation darin, daß ich versuche, eine neue Perspektive auf das Problem dieser Männer in un-

serer Gesellschaft zu werfen. Diesen Perspektivwechsel halte ich für notwendig, denn immer dann, wenn diese Männer nicht als die »armen Ausländer« mitleidsvoll bedacht werden, ist ihr Image denkbar schlecht: Sie werden dargestellt als die »Islamomachos«, die ihre Frauen unterdrücken.

0.2 Exkurs: Der westliche Diskurs über die »armen« muslimischen Frauen

Diesen Frauen gilt schon seit längerem das Mitleid der westlichen Männer und Frauen. Wir haben seit dem letzten Jahrhundert einen Diskurs über diese armen Frauen. Damals reisten europäische Reisende (vornehmlich Männer) in den Orient, dort trafen sie nur auf Männer. Um so deutlicher entwickelten sie eine Phantasie über diese Frauen, die sie nie zu Gesicht bekamen. Nach Hause zurückgekehrt, beschrieben sie sie als unterdrückt: einerseits als verschleierte Wesen, die von den Männern in den Häusern eingesperrt werden, andererseits – mehr nackt als verschleiert – als den Paschas jederzeit zur Verfügung stehende Haremsdamen. Diese Projektion funktioniert bis heute: Viele Frauen und Männer engagieren sich für die »Emanzipation« der muslimischen Frauen (und unterstellen dabei, daß Frauen in unserer Gesellschaft gleichberechtigt und nicht unterdrückt sind). Fast jede Einrichtung, die sich mit Migranten in unserer Gesellschaft beschäftigt, hat besondere Kursangebote für Frauen. Doch wo sind die Schwimm- oder Deutschkurse für Männer?

In den Medien werden die muslimischen Männer meistens als tyrannisch, despotisch und gewalttätig dargestellt. Von Betty Mahmoudys Bestseller »Nicht ohne meine Tochter« bis zum Film »40 qm Deutschland«, immer geht es vorrangig um die Macht der Paschas.

Mit diesem Bild im Kopf reisen Touristen in die Türkei oder nach Ägypten oder intervenieren professionelle (Sozial-)Pädagogen in muslimischen Familien, um Mädchen und Frauen zu »befreien«. Nur in Ausnahmefällen halte ich dies für wirklich notwendig. In den meisten Fällen werden durch diese Form der Intervention neue Probleme geschaffen, deren Folgen – insbesondere für die Männer – so gut wie nie thematisiert werden. Ich werde später darauf eingehen.

1. Anerkennung der Differenzen

Die Korrektur unseres Bildes von muslimischen Männern (und Frauen) halte ich nicht zuletzt auch deshalb für dringend erforderlich, weil wir, solange wir die »ausländischen Ehemänner und Väter« und ihre Frauen und Kinder als die armen, leidenden »Ausländer«, denen wir uns mit unserer Nächstenliebe oder Ausländerfreundlichkeit zuwenden, automatisch die Schwierigkeiten haben, sie als gleichberechtigte Interaktionspartner anzuerkennen. Gerade dies ist notwendig, hier liegt vieles im Argen. Noch verstärken wir die rechtliche Diskriminierung der Migranten im Ausländerrecht durch unseren Eurozentrismus im Alltag, der ebenso diskriminierende Wirkung hat. Ein Perspektivwechsel impliziert die Annahme, daß die Migranten ebenso (viel oder wenig) problembeladen sind wie wir alle. Sie haben andere Probleme, und sie haben Probleme dadurch, daß wir sie nur schwer in ihrem Anders-Sein ernstnehmen können.

Da das »Anders-Sein« nicht verstehbar und erfahrbar ist, solange es nicht inhaltlich gefüllt wird, möchte ich im folgenden die kulturellen Differenzen aufzeigen. Ich werde die grundlegenden Differenzen im westlichen und im muslimischen Ehe- und Familienkonzept beschreiben und versuchen, Ihnen auf diese Weise, d. h. indirekt, einen Eindruck von den Konflikten zu geben. Hierzu muß ich zunächst das Konzept der Ehe darlegen, das wir in westlichen Gesellschaften für selbstverständlich halten.

2. Differente Ehekonzepte

2.1 Das westliche Ehekonzept

In unserer westlichen Vorstellung bilden Mann und Frau eine eheliche Gemeinschaft oder eheähnliche Partnerschaft, wenn sie sich lieben. Die Liebe steht im Zentrum, und zwar nicht nur, weil sie gleichzeitig auch Sexualpartner sind. Sie sind nicht nur zusammen, weil sie sich gegenseitig (sexuelle) Lust verschaffen oder gemeinsam Kinder zeugen wollen, vielmehr bilden sie eine Einheit in der Zweiheit, weil sie sich sehr nahe sind, (eher in guten als in schlechten Zeiten) für einander da sind, weil sie sich ergänzen, indem sie einander zugewandt sind. Die Liebe ist das Band, das sie zusammenhält. Und wenn die Flamme der Liebe einmal nicht mehr lodert, sondern plötzlich oder langsam erlischt, ist die Ehe (oder Partnerschaft) auch bald zu Ende. In den westlichen Gesellschaften haben wir heute hohe Scheidungsraten. Dahinter verbirgt sich eine noch höhere Trennungsrate

eheähnlicher Gemeinschaften, die wir hinzurechnen müßten, weil wir wissen, daß viele Paare gar nicht mehr heiraten, auch wenn sie längerfristig zusammenleben.

Ehen und Partnerschaften werden kaum noch lebenslang, sondern auf Zeit geschlossen. Wenn die (lebenslange) Ehe an Bedeutung verliert, so verhält es sich mit der Liebe, dem Fundament der Ehe, umgekehrt. Heute lieben Männer und Frauen nicht weniger als früher, die Liebe hat an Bedeutung gewonnen. Doch während Paare früher eher zusammenblieben, auch wenn sie sich nicht mehr liebten, wird heute jede Partnerschaft ohne Liebe als Unfreiheit, Einschränkung des Rechts auf Selbstverwirklichung, Abhängigkeit etc. gedeutet. Dabei könnte man auch sagen: Gerade die Liebe macht unfrei, schafft Abhängigkeiten, ist ein Gefühl, das – wie alle Gefühle – nur wenig dauerhaft, nur schwer zu bewahren ist. So erscheint es fast paradox, daß eine Lebensgemeinschaft gerade auf diesem Fundament gegründet ist. Die Institution Ehe wackelt, aber das Fundament bleibt. Dies hat religiöse Gründe.

2.1.1 Religiöse Wurzeln des westlichen Ehekonzepts

Nicht nur die (Heiligkeit der) Ehe (und der Familie), auch die Begründung der Ehe durch die Liebe scheint religiöse Wurzeln zu haben. Nach dem Neuen Testament sollen Mann und Frau »ein Fleisch und Blut« sein (Matth. 19,5), in Liebe vereint, denn »die Liebe ist die größte unter ihnen«. (1. Kor. 13,13) Es ist klar, daß ursprünglich hier die geistliche Liebe gemeint ist. Dennoch scheint diese Aussage wesentlich weiter interpretiert worden zu sein. Vor allem seit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft ist historisch eine Aufwertung der (romantischen) Liebe entstanden.

Aufgrund der Leibfeindlichkeit im Christentum war nie eine körperlich-sexuelle Liebe und (oder gar Fleischeslust) gemeint, sondern stets eine Liebe, die sich vor allem im Kopf – als geistige Vorstellung – oder »im Herzen« abspielt. So ist die Ehe oder eheähnliche Partnerschaft längst nicht nur für Christen eine Lebensform, in der zwei Geisteswesen, Seelen oder Herzen miteinander verschmelzen. Es scheint gar so, daß gerade für diejenigen, die an religiösen Fragen überhaupt nicht mehr interessiert sind, das Verschmelzungsideal um so wichtiger für ihre Lebenspraxis geworden ist. Die meisten von uns wollen in Partnerschaften leben, in denen wir uns ganz und gar mit dem Partner »eins« fühlen.

Wir haben also in der westlichen Kultur ein christlich geprägtes Ehe- bzw. Partnerschaftskonzept, das nicht durch kirchliche Institutionen aufrechterhalten wird, sondern ausschließlich dadurch, daß es von den einzelnen Individuen als einzig sinnhaft, als selbstverständliche Basis ihrer Lebens- und Liebesbeziehungen betrachtet wird. Ich möchte dies als Konzept einer synthetischen Einheit bezeichnen.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle kurz erwähnen, daß das westliche Verschmelzungsideal im direkten Zusammenhang mit dem Ideal der Freiheit zu sehen ist: Je höher wir die individuelle Freiheit bewerten, desto wichtiger wird zugleich die Suche nach dem Partner/der Partnerin, dem/der ich mich in Freiheit hingebe.

2.2 Das muslimische Ehekonzept

Demgegenüber gibt es in der muslimischen Kultur ein antithetisches Ehekonzept. Es gibt kein Verschmelzungsideal, die Liebe bildet nicht das Fundament der Beziehung, eben weil sie als zu kurzfristig, zu emotional und daher zu unsicher für eine längerfristige Institution betrachtet wird. So wird die Partnerwahl auch nicht den jungen Männern und Frauen allein überlassen, vielmehr haben die Familien ein wichtiges Wort bei der Entscheidung mitzureden, wenn sie nicht noch, wie es früher allgemein üblich war, die Partner bestimmen, ihre Kinder »verheiraten«. Wenn in muslimischen Gesellschaften nach wie vor (außer in den westlich orientierten Oberschichten) die Verheiratung als Norm betrachtet wird, so ist es offensichtlich, daß im Zentrum dieses Ehekonzepts nicht die Liebe stehen kann. Die muslimische Ehe hat ein anderes Fundament: die Sexualität. Die Ehepartner sind vor allem als Sexualpartner füreinander da. Und so sind unbefriedigte sexuelle Bedürfnisse eines Partners auch heute noch vor dem Gericht als Scheidungsgrund akzeptiert.

2.2.1 Religiöse Wurzeln des muslimischen Ehekonzepts

Auch das antithetische muslimische Ehekonzept hat religiöse Wurzeln: es hängt mit der Bewertung der Sexualität im Islam zusammen. Während diese im Christentum negativ bewertet wird – sexuelle Lust ist immer schon des Teufels – ist sie im Islam positiv bewertet. In der muslimischen Vorstellung ist den Menschen die Sexualität als Vorgeschmack auf das Paradies gegeben, können nur sexuell befriedigte Menschen friedlich miteinander in der Gesellschaft zusammenleben, sind nur diese zu

geistiger Leistung fähig. Man kann diesen Gegensatz in der Bewertung durch beide Religionen nicht deutlich genug betonen:

- paradiesisch statt teuflisch,
- den Geist fördernd statt behindernd,
- Frieden fördernd statt Unruhe stiftend.

Diese Differenz bestimmt nicht nur allgemein unterschiedliche Geschlechterverhältnisse in muslimischen und westlichen Gesellschaften, sondern im besonderen die Mann-Frau-Beziehung in der Ehe. Daher haben wir die Differenz in den Ehekonzepten in Rechnung zu stellen, und zwar mit all seinen Folgen für das Alltagsleben.

Wenn beide nicht in Liebe einander zugetan sind, sondern sich als Sexualpartner begegnen, so ist die eheliche Beziehung der Ort (und zwar der einzige), an dem Mann und Frau eine Beziehung eingehen. Diese ist weder durch Intimität oder Vertrautheit, noch durch Empathie bestimmt, sondern durch Interessen. (Natürlich steht hinter der Liebe im westlichen Konzept häufig auch ein Interesse, aber das lassen wir hier außer Betracht, wir betrachten nur die ideale Liebe!) Mann und Frau bilden eine Einheit im Gegensatz. Sie bilden keine Synthese, sondern eine Antithese. Mann und Frau bilden zwei Pole, die sich gegenseitig anziehen: Sie lebt in ihrer Frauenwelt, er in der Männerwelt. In der Ehe werden die Welten nicht außer Kraft gesetzt, sondern nur zeitweise – im Grunde genommen nur nachts – überwunden.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Männer und Frauen ohne Ehepartner in muslimischen Gesellschaften als problematisch betrachtet werden. Da sie als Pole eines Magneten betrachtet werden, die den Gegenpol jeweils anziehen, wird angenommen; daß sie einerseits Dynamik in die Gesellschaft bringen, andererseits aber auch Chaos verursachen können. Single-Haushalte, die in westlichen Gesellschaften fast 50 % aller Haushalte ausmachen, gibt es in muslimischen Gesellschaften kaum. (Dies ist ein Grund dafür, daß orthodoxe muslimische Migranten unsere Gesellschaft als chaotisch und dekadent erleben!) So wird es nicht nur als gesellschaftliche Notwendigkeit, sondern auch als Selbstverständlichkeit betrachtet, daß Männer und Frauen bald nach der Geschlechtsreife einen durch die Heirat legitimierten Partner finden. Jungen und Mädchen heiraten bzw. werden verheiratet, sobald sie erwachsen sind. Junge Männer gelten als potentielle Gefahr für alle jungen Mädchen, sie werden aus der Gesellschaft ausgegrenzt.

Sie treffen sich auf der Straße und in den Cafés, denn sie haben kaum Raumrechte in den Wohnungen. Umgekehrt sind junge Mädchen stets unter besonderer sozialer Kontrolle (nicht nur der Familie, sondern auch der Nachbarschaft), damit sie nicht die jungen Männer gefährden, denn es wird angenommen, daß diese der weiblichen Anziehungskraft kaum widerstehen können. Alleinstehende, verwitwete oder geschiedene Frauen leben selten allein, auch wenn sie ein gutes Auskommen haben und keinen neuen Sexualpartner wünschen. Hier geht es eben nicht um die individuelle Sexualität, sondern um die grundlegende Bedeutung, die der Sexualität zugeschrieben wird, und die die Kinder im Prozeß der Sozialisation lernen, ohne daß jemand sie aufklärt oder unterrichtet. Kultur wird nicht in der Schule unterrichtet (wenngleich sie im Bildungssystem vorausgesetzt wird). Sie wird vermittelt in komplexen Prozessen, die wir noch längst nicht hinreichend verstehen. Unter Umständen werden auch zwei – in wenigen Fällen auch drei – Kulturen vermittelt. Hier spielt die Kultur des Bildungssystems eine wichtige Rolle. Doch bevor ich auf die bikulturelle Sozialisation der Migrantenkinder eingehen kann, sind einige Bemerkungen zu den Differenzen im Familienkonzept zu machen.

3. Differente Familienkonzepte

Es ist offensichtlich, daß sich aus der Differenz in den Ehekonzepten eine Differenz in den Familienkonzepten ergibt. Während in der westlichen Vorstellung die Familie als Dreieck, d. h. als Kernfamilie mit Vater-Mutter-Kind, vorgestellt wird, ist sie in muslimischen Vorstellungen eher mit der Vorstellung einer Kette bzw. eines Kettengliedes assoziiert: Die muslimische Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kindern, wäre dementsprechend jeweils nur ein Ausschnitt der Familie, die im Gesamtkontext der Abstammungsfamilien beider Ehepartner zu betrachten ist.

3.1 Das westliche Familienkonzept

Im Dreieck der westlichen Familie gehen wir von den Eltern aus, die für das Kind zuständig sind. (Im Begriff »Eltern« können wir ablesen, wie sehr Mutter-Vater als eine synthetische Einheit gedacht werden.) Es wird als wichtig angenommen, daß beide sich in ihren Erziehungsvorstellungen einig

sind, damit auch die Kinder Vater und Mutter als Einheit erfahren. (Um so traumatischer ist es dann für das Kind, wenn diese Einheit zerbricht, wenn die Eltern sich trennen.)

Die primäre Beziehung des Kindes ist die zur Mutter, aber immer häufiger sind auch Väter bei der Geburt anwesend, vom ersten Tag an mit Versorgungs- und Erziehungsaufgaben betraut. Auch wenn es in der Realität so aussieht, daß vor allem die Mütter die Versorgungs- und Erziehungsaufgaben übernehmen, so sind in der Vorstellung doch beide gleichermaßen zuständig: Auch Väter sollen die Kinder füttern, baden, ins Bett bringen, mit ihnen spielen etc. Und gerade in der modernen Erziehung wird Wert darauf gelegt, daß Jungen nicht nur »zum Mann« erzogen werden und Mädchen zur Frau, sondern daß beide lernen, später sowohl männliche als auch weibliche Aufgaben zu übernehmen. Das gelingt nur zum Teil. Es scheint immer noch »natürlicher« zu sein, wenn Mädchen mit Puppen spielen und sich in weiblichen Rollen üben und Jungen mit Autos spielen, um »männliches« Verhalten zu üben.

Erziehungsstile und -ziele hängen direkt mit der Familienstruktur zusammen, denn Mutter und Vater bieten in ihrem Verhalten Orientierungen, sie sind Vorbilder (wenn auch nicht nur gute). In der westlichen Kultur werden Kinder so früh wie möglich zur Selbständigkeit erzogen, damit sie sich später von den Eltern ablösen und ihren eigenen Weg gehen können. Auf diesem Weg unabhängig vom Elternhaus wählen sie dann in Liebe u. U. einen Partner/eine Partnerin, und mit ihm/ihr gründen sie, wenn sie es wollen, eine neue Familie und bilden ein eigenes Dreieck – oder auch nicht. Die Entscheidung für ein Kind wird dann wieder »frei« getroffen. Aus der Liebe in der Partnerschaft entsteht nicht zwangsläufig ein Kind. Im muslimischen Ehekonzept verhält es sich eher umgekehrt.

3.2 Das muslimische Familienkonzept

Da Sexualität das Fundament der Ehe bildet und Reproduktion nicht als Zweck, sondern als mehr oder weniger zwangsläufige Konsequenz dieser sexuellen Beziehung betrachtet wird, fällt es aus muslimischer Perspektive schwer, Ehe- und Familienkonzept voneinander zu trennen: Kinder werden soweit als Folge der Ehe vorgestellt, daß eine Ehe ohne Kinder erhebliche Irritationen verursacht. Natürlich gibt es heute in muslimischen Gesellschaften »Familienplanung«, Propaganda für Verhütungsmethoden. Überall dort, wo Schulen eingerichtet und Bildungsprogramme für Frauen aufgelegt werden, ist ein Geburtenrückgang festzustellen. Das heißt jedoch nicht, daß Kinder weniger selbstverständlich seien, es heißt nur, daß man wünscht, nicht mehr so viele Kinder zu haben. Kinderreichtum wird dadurch immer weiter zum Indiz für niedrige Schichtenzugehörigkeit. Kinderlosigkeit wird hingegen weiterhin als Makel und Unglück definiert.

Wenn in muslimischer Perspektive Ehefrauen und Ehemänner sozusagen automatisch zu Müttern und Vätern werden, so werden alle Männer und Frauen in der Gesellschaft als potentielle Väter und Mütter betrachtet. Dies hat weitreichende Konsequenzen für das gesellschaftliche Zusammenleben. Das Aufwachsen der Kinder, ihre Erziehung, ist nicht nur eine Angelegenheit der leiblichen Eltern, sondern aller Erwachsener in der Umgebung der Kinder. Nicht nur die Angehörigen der Großfamilie, auch die Nachbarn sind für sie zuständig. Hier ist zu erkennen, daß die Grenzen der muslimischen Familie weitaus durchlässiger sind als die Grenzen der westlichen Kernfamilie.

Dies vorausgesetzt, können wir nur einen Blick auf die Binnenverhältnisse werfen: So wie im westlichen Familienkonzept die Erziehung (zur Selbständigkeit) im Vordergrund steht, ist im muslimischen Konzept die Versorgung von zentraler Bedeutung, und zwar nicht nur bis zum Erwachsen-Werden der Kinder, sondern auch darüber hinaus. Die Ehe ist im Zweifelsfall irgendwann zu Ende. Das Verhältnis Mutter-Kind bzw. Vater-Kind gilt jedoch lebenslang. Auch wenn die Kinder erwachsen sind, sind sie doch weiterhin Kinder ihrer Eltern, solange sie leben. Dies bedingt das Kettenmodell.

Beide, Vater und Mutter, sind zuständig für die Kinder, beide auf die je eigene Weise. (Aus dieser Versorgungspflicht wird der Anspruch auf Respekt abgeleitet: So wie die Eltern auf Opferbereitschaft für die Kinder festgelegt sind, sind die Kinder zu (lebenslangem) Respekt gegenüber den Eltern (und allgemeiner: den Älteren) verpflichtet.) Die Versorgung ist nach einer ausgeprägten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geregelt. Und gerade dies erzeugt – aus westlicher Perspektive betrachtet – einige Irritationen: Während die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auch in westlichen Gesellschaften vorhanden ist, gilt sie in muslimischen Gesellschaften auch heute noch als quasi natürlich. Dies hängt mit dem Raumkonzept zusammen, das ich hier nur kurz erwähnen kann: Da Männer als die Repräsentanten der Familie nach außen betrachtet werden, sind sie für die Verbindung nach außen zuständig: Geld verdienen, Einkaufen, Botengänge etc. Die Frauen hingegen sind für die Organisation und Funktion im Innenraum zuständig: Haushalt, Essen, Kleinkinderpflege etc. Wann immer Frauen und Kinder sich nach außen bewegen, ist der Mann zuständig. Wann im-

mer der Mann im Innenraum ist, ist die Frau (auch) für ihn zuständig. Betrachten wir dies in seiner Konsequenz für das Aufwachsen der Kinder: Solange die Kinder klein sind, sich also vornehmlich im Innenraum in der Obhut der Mutter bewegen, haben die Männer kaum Pflichten, was natürlich nicht heißt, daß sie keine Beziehung zu den Kindern aufbauen könnten. Im Gegenteil, sie können die Kinder sozusagen nur genießen, an ihnen ihre Freude haben und sind demzufolge überaus gelassen-permissiv, solange eins nicht berührt wird: ihre Autorität. Sie legen weit mehr als die Mütter Wert auf Respekt, d. h. darauf, daß die Kinder ihre Autorität akzeptieren und nicht in Frage stellen. So ist die Beziehung zum Vater trotz aller Emotionalität distanzierter als zur Mutter. Überschwengliche Liebesbekundungen des Vaters zum Kind gelten als schädlich. (Ein türkisches Sprichwort besagt, daß Väter ihre Kinder nur dann küssen sollten, wenn sie schlafen.) Ein Lob (und muslimische Kinder werden weitaus häufiger gelobt als westliche) des Vaters zählt daher wesentlich mehr als ein Lob der Mutter, das sozusagen immer schon zum Alltag dazugehört. Ebenso verhält es sich mit dem Tadel. Aber Väter sind eben eigentlich für beides kaum zuständig, solange die Kinder klein sind.

Erst später, wenn sie größer werden, haben die Väter mehr Pflichten: Während sie bei den Töchtern darauf zu achten haben, daß sie unter (sozialer) Kontrolle sind, sind sie bei den Jungen zuständig für deren Einführung in die Männerwelt. Dies ist für sie keine sehr leichte Aufgabe, denn ihnen stehen nicht sehr viele Mittel zur Verfügung: Nur selten haben sie einen intensiven Dialog mit den Kindern, meistens verständigen sie sich mit wenigen Worten und vielen Zeichen. Hier ist der Respekt also wichtig, damit sie damit rechnen können, daß die Kinder auf ihre Zeichen hören und sich dementsprechend verhalten. An dieser Stelle ist zu ergänzen, daß wir für die Intimität, die wir in der westlichen Partnerbeziehung finden, ein Äquivalent in der muslimischen Mutter-Kinder-Beziehung finden. Sowohl zu den Töchtern als auch zu den Söhnen haben die Mütter eine innige Beziehung. Mit der Mutter sind Gespräche möglich, mit dem Vater kaum. (Dies ist natürlich auch dadurch bedingt, daß die Intimität zwischen den Eltern gering ist, die Kinder also einigermaßen sicher sein können, daß die Mutter die ihr anvertrauten Geheimnisse nicht an den Vater weitergeben wird.)

Fassen wir diese Aussagen im Hinblick auf unser zentrales Thema zusammen: Muslimische Männer sind immer schon potentiell Ehemänner und Väter. Sie repräsentieren die Familie nach außen und sind zur Kontrolle der Außenkontakte der weiblichen Mitglieder der Familie zuständig. Vater-Sein ist aufs engste mit ökonomischen Versorgungspflichten verbunden. Ihre Interaktionen mit den Kindern ist restringiert; um so wichtiger ist es für sie, in ihrer Autorität anerkannt zu werden.

Für muslimische Männer ohne Familie, unverheiratete oder geschiedene, kinderlose oder von den Kindern verlassene, ist es schwierig, in der Gesellschaft zu existieren. Anders als unverheiratete oder geschiedene, verwitwete Frauen, die wieder in der Abstammungsfamilie oder bei ihren Kindern Platz finden können, haben muslimische Männer, wenn etwas »schief läuft«, kaum Möglichkeiten der Kompensation. Sie werden zur Nicht-Person der muslimischen Gesellschaft.

Hier wird übrigens ein zentrales Problem der Männer in muslimischen Gesellschaften deutlich: Mit zunehmendem Alter leiden sie auch dann, wenn »alles gut geht«, unter einem Machtverlust, denn die Sexualität verliert an Bedeutung – bzw. er an seiner »Manneskraft«. Gleichzeitig kann die Frau, die mit ihm nicht in Liebe verschmolzen ist, durch die Koalition mit ihren Kindern ihre Interessen leichter durchsetzen, ihre Macht ausdehnen (vor allem über die Söhne an der männlichen Macht partizipieren). Der Mann kann weder mit den eigenen Kindern, noch mit den Schwiegertöchtern oder -söhnen eine vergleichbare Koalition eingehen. Im Alter sind die muslimischen Männer weder zu Hause im Innenraum gern gesehen, noch draußen auf der Straße, in den Cafés. Am schlimmsten geht es ihnen, wenn die Ehefrau stirbt und sie zu alt sind, wieder zu heiraten. Altersheime gibt es kaum – nur reiche Alte können sich dort einen Platz leisten – sie sind auf Pflege in der Familie angewiesen, aber niemand will sie. So ist es abzusehen, daß alte muslimische Migranten ihren Platz in unseren Altersheimen suchen werden.

Es ist an der Zeit, auf die Folgen der Migration für Ehe und Familie einzugehen. Ich werde mich im folgenden auf einige Probleme der Migration und ihrer Bewältigung aus der Perspektive der muslimischen Männer beschränken müssen.

4. Veränderungen in der Migration

Jede Migration beeinflusst die Familie. Selbst bei individueller Migration nimmt die Familie Anteil. Um so mehr gilt dies, wenn das Individuum nicht so deutlich an der Verwirklichung individueller Le-

benspläne orientiert ist, wie es für westliche Individuen (besonders für Männer) typisch ist. Wann immer jemand aus der muslimischen Familie migriert, hat dies Folgen für alle, die zur Familien-Kette gehören: die Daheimbleibenden wie auch die Mitwandernden. Wichtig ist hier, daß vor allem die muslimischen Migranten durch ihre Wanderung Diskontinuität erfahren. Jede Migration bedeutet einen Bruch in der Biographie: Das Individuum wie die Gruppe, die gemeinsam wandert, sieht sich veränderten Verhältnissen oder Problemen gegenüber, für die keine Routinen oder Lösungsstrategien vorhanden sind. So sind mehr oder weniger schnell neue zu entwickeln, um in der neuen Umgebung funktionieren zu können, zurechtzukommen.

Das Individuum wie die Gruppe ist also aufgefordert, diesen Bruch zu verarbeiten. Wenn auch die Veränderung stets eine Destabilisierung zur Folge hat, so werden doch nur wenige den Bruch so verarbeiten, daß sie sozusagen von Null auf neu anfangen, ein völlig neues Leben beginnen, d. h. auch, daß sie sich total an die neue Umgebung anpassen, ihre Kultur wechseln.

Ich habe einleitend erwähnt, daß Kultur das ist, was selbstverständlich ist. Nachdem ich die unterschiedlichen Ehe- und Familienkonzepte skizziert habe, können Sie sich vielleicht ein Bild davon machen, wie grundlegend ein solcher Kulturwechsel ist. Würden Sie, wenn sie in eine muslimische Gesellschaft eingewandert wären, Ihr Ehe- und Familienkonzept ändern? Glauben Sie, daß Migranten, die zum Arbeiten, zum Geldverdienen gekommen sind, so einfach dies alles ändern?

Die größte Mehrheit wird viel eher bemüht sein, Kontinuität herzustellen, zumal nur wenige auf der Suche nach einem neuen Leben hierher gekommen sind. Die meisten Migranten versuchen daher, den Bruch dadurch zu verarbeiten, daß sie so tun, als ob sich in ihrem Leben gar nicht so viel verändert hätte. Dies ist keineswegs eine Strategie des Selbstbetrugs, des Lebens in Illusionen etc., es ist vielmehr der rationale, sinnhafte Versuch, den ganzheitlichen Aspekt ihres Lebens zu wahren, ihr Leben auf der Reihe zu haben und zu halten. Die Kontinuität, die sie in ihrer Lebensweise herzustellen versuchen, ist Ausdruck für das Bemühen, daß ihnen der Sinn ihres Lebens in der Migration nicht abhanden kommt. Wir sollten also genauer die Strategien, mit denen die Migranten Kontinuität herstellen, betrachten.

Es ist z. B. auffällig, daß auch die Kinder der Migration häufig – intraethnisch – *verheiratet* werden. Dies ist eine der Strategien, denn hierdurch wird das oben aufgezeigte Ehekonzept aufrechterhalten, an die Kinder weitergegeben. Das geht nicht ohne Konflikte, denn für die Kinder ist das muslimische Konzept gar nicht mehr so selbstverständlich wie für ihre Eltern. Aufgewachsen in dieser Gesellschaft sind sie mit dem westlichen Ehekonzept vertraut und wollen nicht selten auch danach ihren Lebenspartner wählen. Manchmal überlassen die Eltern ihnen die Wahl, manchmal auch nicht.

Von außen betrachtet ist jedoch eins auffällig: Wenn muslimische Jungen verheiratet werden, so wird dies kaum wahrgenommen, kaum öffentlich in den Medien thematisiert. Das Gegenteil ist jedoch der Fall, wenn ein Mädchen verheiratet wird. Dies hängt zu einem damit zusammen, daß die Verheiratung des Mädchens sofort vor dem Hintergrund des Bildes von der unterdrückten muslimischen Frau interpretiert wird. Um so schneller ist die Kamera da, um so schneller intervenieren Sozialpädagogen. Es hängt aber auch damit zusammen, daß Mädchen sich häufiger an die Institutionen dieser Gesellschaft wenden, um sich zur Wehr zu setzen, Hilfe in Anspruch zu nehmen, weil sie – dies sei hier ausdrücklich betont – als junge verheiratete Frau und Schwiegertochter nun die härteste Zeit ihres Lebens vor sich haben und daher alle Mittel in Bewegung setzen, diese so gut wie möglich zu überstehen. Dies ist nicht nur legitim, es hat auch seinen Sinn und Zweck. Manchmal auch den, daß die Mädchen von den Eltern mit dem Partner ihrer eigenen Wahl »verheiratet« werden wollen. Auch diesen Versuch der Synthese sollten Sozialpädagogen im Auge haben, wenn sie intervenieren.

Jungen und Männer haben es in allen patriarchalen Gesellschaften einfacher als Mädchen und Frauen, ihre Interessen durchzusetzen, ihren Weg zu gehen. In muslimischen Gesellschaften gilt dies besonders (oder eigentlich nur) für die *jungen* Männer, denen eindeutig größere Spielräume zugestanden werden als jungen Frauen. (Im Alter ändert sich dies, wie ich oben aufgezeigt habe.) Dies führt uns zu einem anderen Aspekt: Da Frauen sich in allen patriarchalen Gesellschaften irgendwie mit der Vorrangstellung der Männer arrangieren mußten und müssen, sind sie auch flexibler als Männer, sich auf neue Situationen einzustellen. Sie finden offensichtlich schneller die oben erwähnten Lösungswege, um mit neuen Problemen fertig zu werden. So ist die Verarbeitung der Migration geschlechtsspezifisch zu unterscheiden: Während muslimische Männer eher versuchen, neuartige Probleme mit Hilfe ihrer alten Mittel zu lösen (und damit häufig scheitern), sind muslimische Frauen schneller bereit, neue Mittel zu finden. So können Frauen in der Migration eher ihre

Ressourcen mobilisieren, um durch Berufstätigkeit oder gar berufliche Qualifikation neue Wege zu finden.

Häufig erreichen sie durch ihr eigenes Einkommen einen Machtzuwachs in der Ehe. Dadurch stellen sie zugleich die Versorgungs- und Repräsentationspflichten des Mannes in Frage. Besonders dann, wenn er arbeitslos ist und die Familie nicht ausreichend versorgen kann und selbst schon an seiner Inkompetenz leidet, entstehen Konflikte innerhalb der Familie, die die Männer häufig durch repressive Maßnahmen wie Verstärkung der sozialen Kontrolle zu lösen versuchen. Nicht selten sind daher gerade die Frauen bemüht, den Ehemann in seinem Dominanzanspruch zu bestätigen, um ihn nicht noch weiter zu verunsichern. Dennoch kann hier folgende Spirale entstehen: Je verunsicherter die Männer sind, desto wichtiger wird ihnen ihre Männlichkeit, desto repressiver und aggressiver reagieren sie. Das wiederum hat zur Folge, daß die Frauen um so eher versuchen, sich gegenüber dem Ehemann zu behaupten, vielleicht auch, aus der Ehebeziehung auszubrechen. (Aber auch sie ändern deshalb noch nicht ihr Ehekonzept.)

Es kann aber auch umgekehrt und dabei nicht weniger dramatisch verlaufen, nur nimmt die Öffentlichkeit davon kaum Kenntnis: Je wichtiger den Männern ihre Männlichkeit wird, desto mehr geht sie ihnen verloren. Impotenz ist für alle Männer wohl eine schwer zu verkraftende Mangelleistung ihres Körpers. Für muslimische Männer ist sie möglicherweise schwerwiegender, weil doch die Sexualität positiv bewertet ist, sie das Fundament der Ehe bildet. Nach den Ausführungen, die ich oben gemacht habe, ist es offensichtlich, daß dies schwerwiegende Probleme für ihr Selbstkonzept hat. Tahar ben Jelloun hat in »Die Tiefste der Einsamkeiten« beschrieben, wie hier der Lebensnerv der muslimischen (maghrebinischen) Männer getroffen ist.

Während dies eine Reaktion ist, die primär die Ehebeziehung betrifft, ist die Betroffenheit dieser Männer bei Konflikten in der Familienbeziehung nicht geringer. Hier geht es weniger um Generationskonflikte, um die für uns in der westlichen Vorstellung typischen Ablösungskonflikte zwischen Eltern und Kindern, sondern um kulturelle Konflikte: Die Kinder der Migranten erfahren eine grundlegend andere Sozialisation als ihre Eltern: Sie gehen hier zur Schule und lernen dort auch all die Selbstverständlichkeiten über Ehe und Familie kennen, die ich oben für das westliche Ehe- und Familienkonzept aufgezeigt habe.

Zwar lernen sie zu Hause, in der Familie, das muslimische Ehekonzept kennen, aber es verliert in dem Maße für sie an Selbstverständlichkeit, wie sie – gerade wenn sie bildungserfolgreich sind – in den höheren Klassen mit all den theoretischen und geistesgeschichtlichen Denkvoraussetzungen vertraut werden, die für uns so selbstverständlich sind: die Freiheit des Individuums, die Selbstbestimmung der Frau, die Partnerwahl aus Liebe etc.

Wenn auch dies für die Kinder der Migranten, Söhne wie Töchter gleichermaßen, zur Selbstverständlichkeit werden kann, so hat es doch für die Töchter ungleich weitreichendere Konsequenzen als für die Söhne. Die Töchter wollen ihr Leben wie die Söhne vielleicht dementsprechend gestalten, doch für sie sind die Spielräume ja nicht vorgesehen. Um so heftiger wehren sich die Töchter gegen das »Unrecht«, gegen die Kontrolle ihrer Beziehungen außerhalb der Familie. Sie wehren sich also gerade in dem Bereich, für den die Väter zuständig sind. Also gibt es massive Konflikte zwischen den Vätern und ihren Töchtern, die meistens die Töchter für sich entscheiden können: Sie verlassen das Elternhaus, haben noch weiterhin Kontakt zu ihren Müttern, aber die Väter bleiben zurück mit ihrer Ohnmacht, Trauer und Wut. Auch hier entsteht manchmal eine Spirale: Eben weil die Männer wenig flexibel sind, um neue Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln, fühlen sie sich um so hilfloser, sich aus ihrer Hilflosigkeit zu befreien. Diese kompensieren sie dann u. U. mit überzogenen Machtansprüchen und Repressalien.

5. Schlußbemerkung

Hier ist zum Schluß meiner Ausführungen kurz auf die Rolle der professionellen Helfer einzugehen, denn nicht selten wird in diesen Konflikten von den Frauen und Töchtern ihre Hilfe in Anspruch genommen. Sie werden mir sicher recht geben, wenn ich behaupte, daß die Sozialpädagogen fast immer zugunsten der Frauen und Mädchen eingreifen, denn erstens geschieht dies vor dem Hintergrund des Bildes über die unterdrückte muslimische Frau, zweitens intervenieren sie ausschließlich vor dem Hintergrund des oben aufgezeigten westlichen Ehe- und Familienkonzepts.

Anders formuliert: Sie arbeiten auf der Grundlage eines monokulturellen Konzepts, das den unterschiedlichen Ehe- und Familienkonzepten der »ausländischen« Klientel gar nicht gerecht werden kann. Dies wird besonders deutlich bei Ehe- und Familienkonflikten in sog. binationalen Familien, d. h., wenn der Mann ein »Ausländer« ist. Von ihm wird auch dann erwartet, daß er sich im Sinne eines westlichen Ehe- und Familienkonzepts verhält, wenn die Eheleute untereinander sich einig sind, daß sie Biculturalität zumindest als Ziel anstreben. Nicht eine sozialpädagogische, schulische oder therapeutische Institution in unserer Gesellschaft trägt diesem Ziel gebührend Rechnung. Allgemeiner formuliert: Es fehlt an ehe- und familientherapeutischen Konzepten für die sozialpädagogische Arbeit in der multikulturellen Gesellschaft. Nach meiner Einschätzung geht es hier vor allem um Männerarbeit. Gerade die »anderen« Männer brauchen mehr Unterstützung und weniger Anpassungsdruck, denn häufig ist den Frauen schon viel geholfen, wenn ihren Männern geholfen wird

...

Aber hier sind wir nur auf der Seite der Konflikte und Probleme. Längst nicht alle muslimischen Frauen und Männer haben Konflikte, die sie selbst nicht mehr lösen könnten. Nur eine Minderheit bedarf jeweils der Hilfe durch Professionelle. Und wahrscheinlich bräuchten noch weniger Migranten diese Hilfe, wenn ihr rechtlicher Status besser wäre und wir alle sie in ihrem Anders-Sein besser akzeptieren könnten, wenn wir unsere Art und Weise, die Welt zu sehen, nicht für die einzig sinnhafte oder gar natürliche sähen.

Ich danke Ihnen für ihre Aufmerksamkeit.